Max Planck Research Group
Epistemes of Modern Acoustics

Sound & Science: Digital Histories

Heck, Lutz. Der Wald erschallt. München: Knorr & Hirth, 1932.

https://acoustics.mpiwg-berlin.mpg.de/node/1759

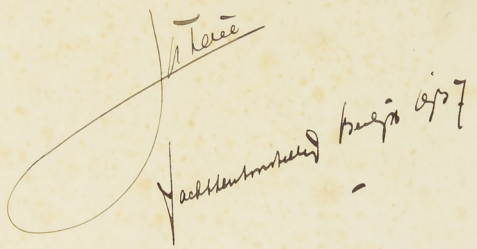
Scan licensed under: CC BY-SA 3.0 DE | Max Planck Institute for the History of Science

MAX PLANCK INSTITUTE
FOR THE HISTORY OF SCIENCE

Der Wald erschallt!



MPIWG
590
H448w



Der Wald erschallt!

Das tönende Buch von Frühling und Herbst des deutschen Waldes

Von Dr. Lutz Heck

Direktor des Zoologischen Gartens Berlin

Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer von Ludwig Koch nur für das Werk hergestellten Schallplatte mit Vogelstimmen und den Lauten der Hirschbrunft

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München

590 H448w

590 x
MAX-PLANCK-INSTITUT
FÜR WISSENSCHAFTSGESCHICHTE
Bibliothek
19-5

Für den Leser: Im Texte dieses Buches sind alle diejenigen Stellen, welche sich auf die in der Schallplatte wiedergegebenen Laute beziehen, durch Unterstreichung kenntlich gemacht.

Sämtliche Abbildungen sind angefertigt nach unverfälschten Naturaufnahmen folgender Fotografen: Hein Gorny, Berlin; Camill Gugg, Oberweimar; Dr. O. Heinroth, Berlin; Dr. H. Reichling, Münster (W.); Else Schneider, Bilderarchiv Zoo Berlin; Frau Grete Schümann, Wohldorf; Horst Siewert, Werbellinsee; G. Wolff, Schötmar (Lippe). — Sämtliche Hirschbilder aus der Wildbahn sind Aufnahmen des Verfassers Dr. Lutz Heck. Sie sind bis auf eines aufgenommen in der Schorfheide, dem preußischen Staatsforstgebiet, sowie im Waldgebiet Federow, Speck und Schwarzenhof (Besitzer Dr. Kurt Herrmann).

Die Schallplatten des Werkes sind nur für das Buch hergestellt und einzeln nirgends käuflich. Ein Verkauf der dem Buch entnommenen Schallplatten ist nicht erlaubt.

Alle Rechte an Text, Bildern und Ton vorbehalten, einschließlich des Rechts der Übersetzung und der Rundfunkwiedergabe. — Copyright 1934 by Knorr & Hirth G. m. b. H., München

---

Satz, Druck, Klischees und Buchbindearbeit von Knorr & Hirth G. m. b. H., München
Die Schallplatte ist im Auftrag des Verlags hergestellt von der Lindström A.-G., Berlin

Gewidmet

Herrn Reichspräsidenten Paul von Hindenburg,

dem großen Naturfreund und Jäger

Vorwort

In diesem „tönenden Buch“ werden zum ersten Male die echten Stimmen verschiedener heimischer Singvogelarten und des deutschen Edelhirsches zur Wiedergabe gebracht.

Auf verschiedenste Weise ist es bisher versucht worden, Lautäußerungen aus unserer Tierwelt irgendwie aufzuzeichnen. Man hat sie nachgeahmt durch Buchstaben, durch Noten oder rhythmische Zeichen. Wer aber die wirklichen Stimmen nicht gehört hatte, konnte sich danach allein niemals eine richtige Vorstellung der verschiedenartigen stimmlichen Leistungen der Tiere machen. Mit dem „tönenden Buch“ wird daher etwas ganz Neuartiges geleistet.

Weit über hundert Schallplatten sind aufgenommen worden, um durch Vereinigung der geeigneten Tonfolgen erst zu dieser einzigen beigefügten Platte zu kommen. Herr Ludwig Koch, Leiter der Kultur-Abteilung des Lindstroem-Konzerns, und die bei den Tonaufnahmen mitwirkenden Herren Birkhahn, Lampe, Franz und Hübner sind langjährige Sachkundige in ihrem Fach. Und doch ist es erst nach ungezählten Versuchen zu diesen Ergebnissen gekommen. Vergleicht man sie mit Tierstimmen-Aufnahmen bei Rundfunk und Tonfilm, erkennt man, daß sowohl das zarteste Vogelgezwitscher als auch die urigen kräftigen Stimmen der Hirsche in ausgezeichneter Weise festgehalten wurden. Allerbeste Apparate, feinste Mikrophone, eine gründliche Vorbereitung, viel Geduld und nochmals Geduld gehörten zu diesen Arbeiten.

Dazu ist zu bemerken, daß das Mikrophon weitaus empfindlicher ist als das menschliche Ohr. Das Mikrophon nimmt sämtliche Töne auf, dabei aber auch die unerwünschten Nebengeräusche wie leichtestes Windessäuseln, Blätterrauschen usw. Die erwünschten Tierstimmen wurden dadurch oft so überdeckt und undeutlich, daß mit vieler Mühe gemachte Aufnahmen wertlos waren. Der Mensch mit seinem Ohr kann sich auf bestimmte Töne einstellen und dadurch eine einzelne Stimme im Vogelkonzert mit größter Klarheit heraushören, während dagegen das Mikrophon alle Tonwellen mit gleicher Stärke aufzeichnet und so in allzu überreicher Fülle eine völlig naturgetreue Wiedergabe aller Tierstimmen gibt, die gleichzeitig zusammenklingend im Wald erschallen.

Frühling im deutschen Wald

Der Wechsel der Jahreszeiten bewegte von Urzeiten her immer wieder die Menschheit des Nordens und ist ihr zum tiefen Erlebnis geworden. Das Steigen und Fallen der Sonnenbahn mit seinem Gefolge von Wärme oder Kälte, lebendigem Wachstum oder Todesstarre, dieses alljährlich sich wiederholende Stirb und Werde ringsum in der Natur hat seit fernsten Zeiten die Menschheit unserer Gegenden zu innerst ergriffen; ihr ganzes Sein und Tun, ihr Fühlen und Denken ist von dem Rhythmus dieses Naturgeschehens erfaßt worden. Der Ablauf jeden Jahres brachte in regelmäßiger Folge Zeiten der Not und Zeiten des Ueberflusses, und die Menschen des Nordens mußten, wollten sie bestehen, auch ihr Leben diesem gleichmäßig sich wiederholenden Kommen und Gehen des wärmenden Lichtes anpassen. Im Frühling übergaben sie der Erde den Samen, der in ihrem wärmenden Schoß keimte und sproß, Halme trieb, die im Sonnenlicht grünten und blühten und fruchtbeschwert der Ernte entgegenwuchsen. Mit den angehäuften Vorräten überwand der Mensch dann trotzig den tödlichen Winter und harrte in immer neuer Sehnsucht dem Frühling entgegen. So empfanden die nordischen Völker schon in frühesten Zeiten die Sonne als Spenderin und Erhalterin des Lebens und ihr alljährliches Wiederkehren als eine göttliche Gabe. Auch wir Heutigen tragen alle als ewiges Erbteil unserer Rasse die Sehnsucht nach Sonne und Licht in uns. Das Feiern des frühlingshaften Höhersteigens der Sonnenbahn, ein uralter germanischer Brauch, wird heute noch zu Ostern, wenn auch in anderem Gewande, so doch in derselben symbolischen Bedeutung begangen: als das Fest der Auferstehung des Lebens.

Das Wunder des alljährlichen Frühlingwerdens wird recht sinnfällig für den, der im hohen Norden den Winter erlebt hat. So kam ich einmal im Januar zu den schwedischen Lappen, um eine Renntierherde zu suchen, und habe bei 41 Grad Kälte dort erfahren, was der Todesschlaf der Natur für den Menschen bedeutet. Die eisige Kälte und bedrückende Dunkelheit legten sich wie ein Albdruck aufs Gemüt. Nur gegen Mittag erschien die Sonne als blaße Kugel über dem Horizont um bald zu verschwinden; dann kam wieder die entsetzliche Winternacht, die die Nerven stumpf machte und jede Geistestätigkeit lähmte. Als die Renntierherde endlich gefunden war, konnte in mir gar keine Freude darüber entstehen, denn ich war wie erstorben in dem Schattenlicht der nordischen Dämmerung. – Wie anders pulst das Leben dort oben, wenn es Sommer ist! An der Eismeerküste erlebte ich die Zeit der weißen Nächte, als im milchigen Licht der Mitternacht die Sonne als blutroter Ball über dem Horizont schwebte. Die Menschen waren wie von einem Freudentaumel



Heiliger deutscher Wald!

erfaßt und zu jeder Stunde herrschte fröhlichstes Treiben; glücklich über das viele Licht ihres kurzen Sommers kamen die Leute kaum zum Schlafen.

Einen Sonnenrausch hätte man diesen Zustand nennen können. Und doch kann auch die Sonne, wenn sie Tag für Tag vom wolkenlosen Himmel brennt, zum tödlich langweiligen Einerlei werden. Ein deutscher Landmann, der in Afrika unterm Aequator auf gesundem Hochland eine neue schöne Heimat gefunden hatte, gestand mir einmal seine verzehrende Sehnsucht nach einer Aenderung des ewigen Sommers dort. Geist und Körper erschlafften unter der unbarmherzigen Sonne wie bei einer Krankheit. Was gäbe er um einen Herbststurm, um einen richtigen klaren Wintertag!

Durch solche Erlebnisse ist mir der ungeheure Reiz, der im Wechsel der Jahreszeiten liegt, recht zum Bewußtsein gekommen. Ihr Auf und Ab bewahrt uns vor einer einseitigen Einstellung auf Hitze oder Kälte, nach keiner Seite hin sind wir Bewohner der gemäßigten Zone durch ein Uebermaß beschwert, die Glut unseres Sommers verdorrt uns nicht, und der Winter läßt nur für kurze Zeit alles Leben in der Natur erstarren. Klimatisch haben wir das große Los gezogen. Aber die holdeste Gabe unserer Breiten ist doch die Zeit des Ueberganges, der Frühling! Wenn die Kälte gewichen ist, die ersten Pflänzchen ihre grünen Blätter wieder aus der Erde strecken, wenn die Sonne durch das saftgeschwollene Gezweig der Büsche glitzert und eine weiche südliche Luft von kommenden warmen Tagen flüstert, dann regt sich auch in uns mächtig die alte Sehnsucht nach Licht und Sonne. Und mit jedem Jahr gewinnt der Frühling wieder Macht über uns und ruft und lockt uns zu sich hinaus.

Frühling ist Anfang, Jugend, Morgenbeginn der Natur. Will man den Frühling erleben, muß man am frühen Morgen aufstehen. Beim Fallen des Taues, beim rosigen Erglühen des östlichen Himmels feiern auch wir Auferstehung aus winterlicher Dunkelheit.

Aber was wäre der goldenste Frühlingsmorgen ohne die Liederfülle unserer gefiederten Sänger. Mit dem Frühling sind ja auch die Singvögel bei uns eingezogen, heimlich und beinahe unbemerkt sind sie aus den südlichen Ländern heimgekehrt und singen nun von den Dachfirsten und Bäumen, aus Gärten und Feldern, aus Ufergebüsch und Heidekraut ihre zwitschernden liebeerfüllten Lieder.

Ueberall, wo Vögel singen, ist es wundervoll, in aller Frühe vor Sonnenaufgang hinauszugehen um zu hören, wie die Vogelwelt erwacht. Vor Morgengrauen treten wir um die Pfingstzeit aus einem märkischen Gutshaus. Noch ist es dunkel. Die Sterne leuchten, schwarz liegen die Gebäude und Scheunen des Hofes; im Viehstall nur flackert eine Laterne hin und her, und das Klirren der Ketten, mit denen die Kühe festgemacht sind, tönt herüber. Mit einem Male läßt sich liebliches Gezwitscher hören, die Rauchschwalben sind erwacht und lassen den ersten Morgengruß erklingen. Kaum merklich erhellt sich der Himmel und schon tönt ein neues Morgenlied vom Dach des Hauses: es ist das Rotschwänzchen, ein dunkles Vögelchen mit rötlichem, oft bewegtem bebendem Schwanz,



Nachtigall geht zum Nest, das dicht über dem Boden zu sehen ist
(mit drei aufgesperrten Schnäbelchen der Jungen)

das ganz früh beim allerersten schwachen Morgengrauen singt. Nun flötet vom Dachfirst auch die Schwarzamsel ihre wehmütige Strophe, und aus der höchsten Ulmenspitze im Park pfeift die Singdrossel ein froh und heiter klingendes Lied. Vom Feldgebüsch her dringt das zarte Musizieren der Mönchsgrasmücke, des Schwarzplättchens, zu uns, und gleich darauf fällt das andauernde Zilzalp des Weidenlaubsängers ein. Der Kuckuck ruft in der Ferne, Turteltauben schnurren, dumpf gurren Hohl- und Ringeltaube aus dem nahen Hochwald. Nun stehen laut bakend die Wildenten aus dem Schilf des kleinen Teiches auf, unermüdlich meldet sich der Pirol mit seinem wohlklingenden Pfiff und in großer Zahl schmettern von allen Seiten eifrig singende Buchfinken ihre schönen verschieden klingenden Schläge dazwischen. Immer kräftiger leuchtet das Morgenrot und als die Sonne sich feurig erhebt, empfängt sie aus unzählbaren kleinen Vogelkehlen ein vielstimmiger schmetternder Chor.

Solch ein herrliches, frohbeglückendes Morgenkonzert unserer heimischen gefiederten Sänger erklingt am schönsten, klarsten und vollsten von Mitte April bis Mitte Juni, also zur richtigen Frühlingszeit, wenn es zu grünen beginnt. Wer sich eingehend mit unserer Vogelwelt beschäftigt, weiß aber, daß es davon auch Ausnahmen gibt, denn manche Vögel setzen mit ihrem Gesang spät im



Zwei junge Uhus an einer Felswand

Jahr ein oder andere beginnen damit schon früher, sogar schon im Herbst. Die Amsel begrüßt vereinzelt schon im Winter mit ihrem Lied die wenigen hellen Sonnentage. Auch die kleinen Scharen nicht südwärts ziehender Stare pfeifen regelmäßig während Herbst und Winter von hohen Bäumen ihr fröhliches Gezwitscher. Der Kreuzschnabel singt und brütet sogar während der kältesten Jahreszeit vom Dezember ab, was wohl mit dem Samenertrag von Kiefern oder Fichten zusammenhängt, deren Zapfen er mit seinem dazu geeigneten Schnabel aberntet.

Die Witterung beeinflußt den Vogelgesang jederzeit stark. An kalten stürmischen Tagen wird auch im Frühling Wald, Feld und Bruch vorübergehend verstummt sein.

Das Vogellied ist vor allem Liebeslied, das Lock- und Werbemittel der liebesuchenden Männchen zur Paarungszeit und der Ausdruck ihrer überschwänglichen Lebenskraft. In Gegenden, wo Weibchen in der Minderzahl sind, wird das ungepaart bleibende Männchen seinen Sang besonders eifrig anstimmen, um vorüberziehende Weibchen auf sich aufmerksam zu machen. Manchesmal ist der Gesang auch die Herausforderung eines Nebenbuhlers und leitet einen erbitterten Zweikampf ein. Da gilt es, das Weibchen gegen den frechen Uebergriff eines überzähligen Männchens zu verteidigen



Kopfbild eines deutschen Uhus

oder auch das Nest und dessen nähere Umgebung, die sich das brütende Paar zum Lebens- und Jagdgebiet vorbehalten hat.

Diese ganze ereignisreiche Zeit der Paarung und Brut begleitet das Vogelmännchen mit seinem Singen. Um Johanni wird dies schwächer und einfacher und bald darauf verstummen allmählich unsere Wälder, Hecken und Gärten, der Sangeseifer der Männchen hat nachgelassen, denn die Liebeszeit des Frühlings ist vorbei.

Die beste Tageszeit die Vögel zu verhören, sind die Morgenstunden vor Sonnenaufgang. Die allermeisten Vögel sind um diese Zeit am lebhaftesten und im tiefen Morgenfrieden wird dann auch der zarteste Ton an unser Ohr getragen, denn die starken Lichtwellen der Sonne durchkreuzen noch nicht störend die Schallwellen. Unsere besten Sänger singen der aufgehenden Sonne entgegen. Tagsüber sind sie dann zu mancher Stunde weniger fleißig, abends setzt noch einmal der Gesang stärker ein, doch meist nicht so anhaltend wie morgens.

Es gibt aber auch ausgesprochene Nachtvögel, wie die Eulen, Rohrdommeln, Nachtschwalben und andere, die verschweigen, wenn das Licht der Sonne im Osten erscheint. Andere singen in tiefer Nacht und sind vor der Dämmerung am lebhaftesten, wie die Rohrsänger und Nachtigall. Angeregt durch den ersten schwachesten Lichtschimmer ermuntern sich andere Sänger, wie die Lerche, die beim Morgengrauen zu steigen beginnt. Wieder andere Vögel werden dann erst bei stärkerem oder ganz vollem Lichte hörbar.

Man ist soweit gegangen, sich nach den Anfängen der einzelnen Gesänge eine „Vogeluhr" auszudenken, ein Gedanke, an dem viel Richtiges ist. Es gibt im täglichen Erwachen der verschiedenen Vogelarten eine bestimmte Reihenfolge, wenn man auch keine ganz genaue „Uhrzeit" danach nehmen kann. Der Beginn des Gesanges hängt nämlich mit dem Kommen und der Stärke des Lichtes zusammen und richtet sich also nach Zeit und Art des Sonnenaufganges, so daß dementsprechend die Vögel in unseren Breiten nach der Uhr am frühesten im Monat Juni zu singen beginnen.

Dieses Uebereinstimmen von Vogelruf und Sonnenzeit wird kein empfängliches Menschenherz unbewegt lassen. Die Dichter aller Völker haben mit feinstem Gefühl den Zusammenklang dieses Naturgeschehens tief empfunden. Durch die Fremdartigkeit arabischer Märchen klingt vertraut der Schlag der Nachtigall als Sinnbild nächtlicher Liebesleidenschaft. In Shakespeares Drama ist es die Lerche, die den Tag ansagt und damit Romeo aus Julias Armen treibt: „Die Lerche war's, die Tagverkünderin, nicht Philomele!"

Wir wollen jetzt wie an einem ganz frühen Morgen, also noch vor Tagesgrauen das Erwachen der gefiederten Sänger miterleben.

Noch im Dunkel der Nacht ertönt das wohl allerschönste Vogellied, der Schlag der Nachtigall. Der Gesang beginnt meist mit einzelnen sehnsüchtig klingenden zarten Pfiffen und fällt dann in den



Kuckuck im Nest eines Teichrohrsängers von einem der Pflegeeltern geatzt

eigentlichen Schlag, der bald leiser, bald lauter, höher und tiefer, langsam anschwellend sehr eindrucksvoll erschallt. Dieser Gesang ist bei jedem einzelnen Vogel verschieden, denn die Nachtigall ist voller musikalischer Einfälle; sie wiederholt nicht lange dasselbe Thema, sie wandelt es in immer neue Folgen ab, sie fügt schluchzende, klagende Laute ein, hält plötzlich mit kleinen verzückten Pausen inne, wacht wieder aus ihrer Selbstversunkenheit zu hellem, jubelndem, schmetterndem Schlag. Es ist als hätte sie in ihrer kleinen grauen Vogelkehle eine Ausdrucksmöglichkeit des Gesanges für jede menschliche Gemütsstimmung bereit, als wüßte sie, was Wehmut, Leid und Freude für uns ist. Oft habe ich dem Nachtigallenlied gelauscht oder dem des Sprossers, ihres stärkeren östlichen Vertreters; auf vielen meiner Reisen ist sie mir begegnet und immer klangen ihre Strophen wieder anders. Wenn der Duft des blühenden Getreides über die weiten ostpreußischen Felder schwebte, wenn in mancher Vorfrühlingsnacht am Rhein schon erste milde Winde wehten, stets hat mich der Nachtigallenschlag entzückt. Am meisten hat er mich aber ergriffen, als ich ganz unvermutet in Afrika aus abessinischen Büschen die kurze Strophe einer Nachtigall hörte. Das Heimweh hat mich dabei gepackt.

Wer den quellenden Tönen der Nachtigall im Gebüsch nachgehen wollte, würde Mühe haben, das unscheinbare Tierchen zu entdecken. Das Vögelchen ist wenig kleiner als der Haussperling, oben rostrot und unten grau. Gar nicht scheu, baut es sein Nest wenig versteckt auf dem Boden oder in niedriges Gebüsch, leicht zu erreichen von wildernden Hauskatzen, kleinem Raubzeug oder unnützen Kinderfingern. Deshalb verschwindet dieses herrliche Vögelchen immer mehr aus dem Weichbild der Großstädte.

Ende April treffen die Nachtigallen aus ihren südlichen Winterquartieren bei uns meist an ihren alten Brutstellen ein und Mitte Mai entfalten die Männchen in den Dämmerungszeiten warmer Nächte ihren süßesten, berückendsten Gesang. Nur dort, wo es Wasser gibt, werden sich Nachtigallen häufig einfinden und in manchen von ihnen bevorzugten Gegenden nisten sie in den Büschen so dicht beieinander, daß buchstäblich dutzende unaufhörlich und gleichzeitig singen.

Zwischen dem abwechslungsreichen Gesang der Nachtigall hören wir nun den unheimlichen Balz- und Lockruf unserer größten Eule, des Uhus, der sein dunkles Schuhu ausstößt.

Bei schwachestem Lichtschein im Osten schon meldet sich zuerst die Lerche und bald vor Sonnenaufgang dringt dann der Kuckucksruf an unser Ohr. Erst ist es ein zögerndes mehrmaliges Rufen, dann später beim Hellerwerden lange Zeit eine oft ununterbrochene Folge. Das Kuckucksweibchen, das selten ein Trillern hören läßt, streicht durch die Büsche, um die Nester der anderen Sänger zu suchen, denen es sein Kuckucksei anvertrauen kann. Gleich nach dem Auskommen schiebt der junge Kuckuck als ungebetener Gast triebhaft die Eier oder andere Nestbewohner über den Nestrand und wird dann allein von seinen oft winzigen Pflegeeltern aufgezogen.



Gelege im Nest der Schwarzamsel
(fünf grünlichblaue, matte Eier, mit verschiedener Punktierung)



Nestling, also eben ausgeflogener Jungvogel, der Schwarzamsel

Der schönste Frühlingsruf, der aus den dichten Zweigen der höchsten Bäume oftmals und stets ganz deutlich erschallt, ist das klangvolle Flöten des Pfingstvogels, unseres Pirols. Selten bekommt man das knallgelbe Männchen oder grünliche Weibchen zu sehen. Sie halten sich fast immer in den Baumkronen und bauen ihr Nest hängend an waagrechten obersten Zweigen, wo es schwer zu entdecken ist. Aber ihr Ruf ist jedem bekannt und flicht sich immer wieder in das Frühlingskonzert unserer heimischen Sänger.

Sobald es heller wird, setzen in kaum glaublicher Fülle die meisten anderen Vögel mit ihrem Gesang ein, so daß aus der Ueberfülle der Töne und Lieder kaum ein einzelner Sänger herauszuhören ist.

Ununterbrochen mischt sich das hastige Gezwitscher der Gartengrasmücke hinein. Die Töne ihres Liedgesanges folgen sich so rasch, daß man sie mit den Lippen kaum nachahmen kann, doch das Vögelchen bringt als Prachtsänger die Strophe mühelos und sprudelnd hervor. Nun ertönt in den allgemeinen Vogelsang hinein das Schmettern unseres allbekannten Buchfinken, des ganz hervorragenden Sängers mit herrlichem Schlag. Von den Liebhabern und Kennern haben einzelne dieser Vögel je nach ihrer gesanglichen Fähigkeit ganz verschiedene Namen bekommen, wie der Lydia-, Würzgebier-, Rückschlägerfink u. a. Jeder von ihnen trägt seinen bestimmten Schlag immer wieder in genau derselben Weise vor. Der Buchfink ist der häufigste Sänger Mitteleuropas und der Finkenschlag wird im Frühling von jedermann freudig begrüßt und in unserem Vogelkonzert gut herausgehört.

Dann hören wir das schöne feierliche Flöten der Amsel, die selbst der Großstädter kennt, denn sie lebt bei den Menschen und singt von den Dächern über belebten Straßen oder auf den Höfen der Mietskasernen ihr sehnsüchtig getragenes Lied.

Innerhalb des Vogelkonzerts fällt ganz andersartig und doch so wohlklingend das drängende Gurren unserer größten Wildtaube, der Ringeltaube, auf. Oefter wiederholt der Tauber seinen Balzruf!

Auch die Singdrossel macht ihrem Namen Ehre und tritt als Einzelsänger hervor. Ihr Gesang ist frisch, keck und voller wohllautender Einfälle, wenn auch einzelne scharfe, etwas überlaute Pfeiftöne stets von genau gleicher Art darin wiederholt werden.

Das Zusammentönen all dieser Lieder, in die sich als Taktschlag das Zilp-Zalp des Weidenlaubsängers mischt, gibt uns, wann wir sie auch hören mögen, richtige Frühlingsstimmung und wenn unser Ohr dieses Vogelkonzert vernimmt, vermeinen wir die Strahlen der Sonne zu spüren oder Gras und Blütenduft zu riechen.

Plötzlich ertönt ein mehrmaliges Fauchen, dann ein eigenartiges Kollern: der Birkhahn beginnt zu balzen!



Singdrossel holt Niststoff an einer lehmigen Pfütze neben Primeln am Wege im Garten



Zahmer Pirol im Jugendkleid



Buchfinkhahn am Neft auf einem Kieferaft
(ein wenig ift der Schnabel eines fperrenden Jungen zu fehen)



Zahme Ringeltaube ruckſend auf der Hand



Gartengrasmücke auf dem Neſt im Geſträuch

Birkhahnbalz

Im einsamen Bruch auf einem freien Platz mit kurzem Gras treibt seit den ersten Vorfrühlingstagen ein prächtiger, bläulich schillernder großer Vogel sein auffälliges Spiel! Mit rauschenden Flügelschlägen fällt er im ersten Morgendämmern auf die kahlen Flächen der sauren Wiesen ein und ruft balzend sein tschui-uih und u-u-u-u-u sehnsuchtsvoll in alle Winde, um immer wieder zu beteuern: ich bin verliebt! ich bin zu Liebe bereit!

Es ist der Birkhahn, der große Tanzmeister, den die Gebirgler den Spielhahn nennen wegen seiner Sätze und Sprünge, die er in der Balz aufführt und der damit das ursprünglichste, urechte Vorbild zu den bayerischen Schuhplattlertänzen gab. Ab März und April, wenn zwar die Nächte noch frostkalt sind, aber die Sonnenstrahlen schon mehr wärmen, kann man sein Balzen, Springen, Fauchen und Kollern an jedem frühen Morgen gut beobachten und hören. Aber angenehmer und wärmer sitzt es sich einige Wochen später im Jagdschirm und so hatte ich mir einen schönen Tag zu Maibeginn ausgewählt, als die Sonne schon warm am Tage schien und die Nächte lau waren, um im Moor die Birkhahnbalz mitzuerleben.

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als sich die Tür der Jagdhütte, die irgendwo in der herrlichen Verlassenheit eines mecklenburgischen Bruches stand, leise hinter mir schloß. Kein Mond war am Himmel, um durch die stockfinstere Nacht zu leuchten, und behutsam setzte ich Fuß vor Fuß auf den Boden, der vor mir noch nicht zu erkennen war. Würzig roch die Erde von allerlei jungem Grün, das hervorgesproßt war. Vom nahen Wald kam ein schauerlicher Ruf, tief und dunkel, spukhaft als riefe ein nächtlicher Geist. Ein Waldkauz strich dort wohl um die Bäume und erschreckte durch seine unheimlichen Laute, die in seiner Sprache lockende Rufe sehnsüchtiger Liebe sind. Noch waren sie nicht verklungen, da mischte sich hell und tröstlich das zwitschernde Tirili der Feldlerche hoch aus der Luft mit ein. Sie war schon wieder wach, die fleißige Sängerin, obwohl am Abend vorher im letzten Lichtschimmer noch ihr anmutiges Lied zu mir herabgeklungen war, als sie selbst längst im Dämmerschein nicht mehr zu erkennen war.

Gegen den fahlen östlichen Himmel heben sich die ungewissen Formen schwarzer Baumgruppen ab, ich tappe durch Gras und Gräben wegelos ins Dunkle hinein. Aber allmählich können meine Augen sehen und es tauchen vor mir schemenhaft aus dem geisterhaften Morgengrauen die Umrisse des „Schirmes" auf, meines Verstecks, eines schilfgedeckten Hüttchens aus Kiefernästen.

Dumpf dröhnt es jetzt aus dem Schilf des nicht allzu fernen Sees, wie Rinderbrüllen klingt es! Tief drinnen im gelben, vorjährigen Schilf steht dort die Rohrdommel, am Tage im Gewirr von Licht und Schatten durch ihr graugelb gestreiftes Gefieder kaum zu entdecken. Kaum ahnt jemand ihr Dasein! Erst in den Frühlingsnächten verrät sie ihre Anwesenheit durch diesen tiefen, dumpfen Paarungsruf,



Balzender Birkhahn im Wollgras am Frühlingsmorgen

der bald nah, bald ferner durch die Luft zittert und ihr den Namen „Moorochs" eingetragen hat. Ich bin am Birkhahnbalzplatz neben dem Schirm angelangt und biege seine Zweige zur Seite, um hineinzukriechen. Drinnen richte ich mich auf dem Bänkchen häuslich ein, lege das Fernglas zurecht und schließe den Eingang hinter mir mit Reisern, damit kein noch so scharfes Vogelauge mich entdecken kann. Dann heißt es regungslos warten.

Je mehr das Licht im Osten erstarkt, je lebendiger wird es um mich her. Zu allererst, noch aus dem Dunkel der Nacht, meldet sich der Teichrohrsänger, ein unscheinbares braunes Vögelchen, dessen Gesang eine Perlenkette süßer Töne ist. Die Bekassinen oder Mittelschnepfen wiegen sich unaufhörlich in reißendem Balzflug durch die Luft, sausen steigend und stürzend in weitem Bogen herauf und herunter und jedesmal, wenn der Gleitflug zu Tal geht, erzittern die kleinen Flügelspitzen der „Himmelsziege" in eigentümlich meckerndem Brummen. Vorsichtig äuge ich durch die Ritzen des Schirms, milchigem Morgenlicht ist die Nacht gewichen, Nebelschwaden liegen weiß am Boden, die Sterne verblassen.

Da zieht es heran in rauschendem, brausendem Flügelschlag, plumpst zu Boden, ein Fauchen ertönt. Nichts ist zu sehen, aber ich weiß, daß jetzt der erste Birkhahn eingefallen ist. Ich bin bewegungslos

und da nochmal — Schwingenschlagen — kurzes Fauchen, ganz dicht bei meinem Versteck muß einer der dunklen Hähne sein. Und mehrmals wieder plumpst es um mich her zur Erde. Es bleibt eine Weile ganz still und dann geht das verliebte Konzert los: ringsum nah und fern kollern die Birkhähne. Ich biege einen Zweig ein wenig beiseite und schaue hinaus. Ein Hahn, 40 Schritte vor mir, flattert flügelschlagend wenige Meter in die Lüfte und fällt zur Erde, springt wieder, fällt nochmal wie ein schwarzer Ball zurück und sitzt dann still. Kaum mehr sind seine dunklen Umrisse zu erkennen. Jetzt ist es drei Uhr und ein kalter Morgenwind erhebt sich. Aber er hat sein Gutes, da er die Nebelschwaden vertreibt und ich nun ganz deutlich erkennen kann, was ringsherum vorgeht.

In allernächster Nähe balzen jetzt drei Hähne mit Kollern, Schleifen, Fauchen und Zischen und plötzlich gewahre ich auch eine graue und unscheinbare Henne zwischen ihnen. Sie tut ganz unbeteiligt, pickt am Boden und scheint nichts von dem verliebten Aufruhr zu bemerken, den sie mit neuer Heftigkeit entfesselt. Da ist ein besonders starker Hahn mit prächtigem Stoß und schön geschwungenen Sichelfedern. Die roten „Rosen" oder „Nelken" am Kopf glühen über den Augen. Der Hahn läßt die Flügel am Boden schleifen, fächert den Stoß in stolzem Bogen und streckt kollernd den Kopf gerade nach vorn. Die Henne steht und pickt, der Hahn umkreist sie, trippelnd, schnell, in immer engerem Bogen. Ja, da können die andern beiden schon wild werden vor Eifersucht, sie springen wie toll in die Höhe, fauchen und zischen. Aber hier haben sie verspielt, flügelschlagend springt der starke Hahn auf die Henne und läßt dann wieder ab von ihr. Sie schüttelt ihr Gefieder, trippelt noch ein wenig im Gras umher und streicht nach einer Weile ab nach dem Buschwald. Kein Hahn scheint sich darum zu kümmern. Doch plötzlich entsteht ein wildes Getümmel! Der Hauptthahn sitzt noch ruhig am Boden, da fährt ein bisher abgeschlagener Nebenbuhler auf ihn los, den schwarzen Stoß hat er wie ein Rad gefächert, die äußeren gebogenen Federn berühren fast den Boden, der weiße Spiegel leuchtet. Ein Wüterich ist er bis in die äußerste Federspitze hinein. Der starke Hahn läßt nicht auf sich warten, schon hat er den Stoß kriegerisch aufgestellt und in der nächsten Sekunde sind die beiden ineinander verbissen und rollen wie ein einziges Federknäuel auf der Erde. Kaum läßt der eine ab, packt ihn der andere schon wieder am Hals und der wütende Kampf geht weiter. Sie flattern in die Höhe und taumeln zurück, schlagen wild mit den Flügeln und fallen sich wieder an, — aber endlich hat die Rauferei ein Ende, ermattet stehen sich die Gegner gegenüber und machen sich schließlich daran, das übel zugerichtete Gefieder mit dem Schnabel in Ordnung zu bringen. Ein paar Federchen fliegen noch in der Luft herum und werden vom Winde fortgetragen.

Ich war so vertieft in die Beobachtung des Birkhahnkampfes, daß alles andere um mich herum vergessen war. Dabei hatte in dieser Stunde das ganze Bruch schon wieder ein anderes Gesicht bekommen. Im Osten schimmerte es hell-rosenrot, der hohe Himmel über mir erhellte sich in zartem Blau, die Bäume waren vollends aus der nächtlichen Umschattung gestiegen und in lichtem Grün



Balzender Birkhahn mit entfaltetem Spiel, dahinter die weißen Federn des Spiegels, über den Augen die roten „Rosen“

winkten Birken vom Rande der noch winterlich-braunen Wiese. Die Bekassinen waren verstummt, auch die Rohrdommel verschwieg, aber jetzt meldete sich unaufhörlich der Kuckuck im Walde, einmal, zweimal erst, dann unermüdlich und wenn er die Zahl meiner Jahre riefe, wie ich es als Kind geglaubt, müßte ich alt wie Methusalem werden. Immer kräftiger leuchtete nun das Morgenrot, glühend säumten sich tiefe Wolkenbänke am Horizont, und hoch über mir schifften leuchtend weiß kleine Wölkchen durch den Himmel. Die Birkhähne in meiner Nähe sind stumm geworden, aber weither aus dem Moor höre ich vereinzelt noch andere kollern. Kiebitzrufe tönen jetzt munter dazwischen, oiwitt-oiwitt, ein Braunkehlchen ermuntert sich zum kurzen Liedchen und der kleine Teichrohrsänger singt noch immer dem Tag entgegen. Rastlos zirpen die Schwirle oder Heuschrecken-Laubsänger. Jetzt brausen vom endlos großen See über das Bruch wilde Schwäne mit rhythmisch pfeifenden Flügelschlägen heran. Ich springe auf und trete aus dem Schirm. Ueber mich hinweg ziehen in schöner Flugordnung sechs schneeweiße Höckerschwäne, die Hälse gerade nach vorn gestreckt, die weißen Schwingen silbern im ersten Sonnenlicht leuchtend.

Die Birkhähne streichen ab, die Schwäne rauschen schon weit übers Moor, Lerchen jubeln in der Luft! Feurig steigt der Sonnenball am Horizont empor, strahlt sein lebenweckendes wärmendes Licht über den sprossenden Boden. Ein schöner deutscher Frühlingstag, so unendlich reich durch die Stimmen der gefiederten Sänger, begann.

Vom deutschen Edelhirsch im Wechsel der Jahreszeiten

Hirschbrunft

Da wo im Frühling der Birkhahn balzte, der Kuckuck rief und die Drossel sang, in Bruch und Wald, wird es immer stiller je weiter die Jahreszeit fortschreitet. Durch die Brutpflege allzu stark in Anspruch genommen und die Federmauser geschwächt, bleibt den Sängern keine überschüssige Kraft mehr zum Jubilieren. Den liederfüllten Frühlingsmonaten folgt eine stille Zeit, das emsige Hinundherfliegen der futtersuchenden Vogeleltern hört auf, die Vogelschar wird immer weniger hörbar in der Landschaft und bald verschwinden, fast heimlich, die ersten Zugvögel aus ihrem Brutgebiet.

Nun im Hochsommer liegt die Landschaft in tiefer Ruhe, als ob die heißeren Strahlen der Sonne alles Getier verstummen ließen. Und doch verbirgt sich in der sommerlichen Stille Tierleben genug. Im Grün der Lichtungen und Wiesen kann man hin und wieder einen roten Rücken auftauchen sehen. Es ist ein Rottier, und sieht man länger hin, entdeckt man wohl auch ein, oder gar zwei gefleckte Kälbchen, die aus dem hohen, schon rot gereiften Grase gerade noch die Lauscher herausstrecken. Eine Bewegung, ein knackender Ast, sofort sichert das Alttier, sein schlanker Hals streckt sich plötzlich, es läßt ein tiefes kurzes Bellen, sein „Schrecken" hören: dann wird es im Busch lebendig, das ganze Rudel hat den Warnlaut vernommen, es prasselt, es rauscht, rote Rücken spannen sich, in hohen Fluchten springt das Rotwild davon und bringt sich in Sicherheit. Wie ein sommerlicher Spuk ist es verschwunden, und wieder wie vorher liegt tiefe Ruhe überm Revier.

Um diese Zeit wird man der geweihten Hirsche kaum ansichtig. Im hohen Getreide oder im dichten Laubwerk verborgen, stehen sie in kleinen Rudeln beisammen. Da die Aesung ihnen von allen Seiten zuwächst, ziehen sie nicht viel umher und sind so heimlich wie nur je.

Doch wenn der Herbst naht, gerät das Edelwild in Bewegung. Besonders die älteren Hirsche erfaßt der Trieb zu ziehen und zu wandern. Der Liebestrieb ergreift sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Und eines Abends tönt es gewaltig durch den Wald, grollend, orgelnd, übermächtig: der dumpfe Schrei des brunftigen Edelhirsches! Den Hals weit vorgestreckt, den geweihtragenden Kopf zurückgelegt, mit vor Erregung weitgeöffneten Tränendrüsen läßt der Hirsch den Wald von seinem tiefen, herrlichen Liebesschrei widerhallen, der Kampfruf und Herausforderung zugleich ist. Schon von August ab fangen die Hirsche zu schreien an, je nach der Witterung, in einem Jahr früher, im anderen später. Meist beginnen sie vereinzelt halblaut zu „knören" oder „trenzen", wie der Jäger es nennt und erst später im Jahr ertönt das richtige „Röhren", der „Schrei aus vollem Halse", wie ein Orgelton durch den Wald.



Deutscher Edelhirsch in märkischer Kiefernheide bei Rauhreif

Die Stimme eines Hirsches zur Brunftzeit hat viele Ausdrucksmöglichkeiten. Der Schrei klingt anders beim Hirsch, der weibliche Stücke sucht, anders bei dem, der allein beim Rudel steht. Der durch die Nähe eines Gegners gereizte Hirsch bringt sein Röhren mehr heiser gequetscht heraus. Wieder anders läßt sich ein Hirsch vernehmen, der einen Gegner abschlägt oder der ein Tier treibt. Der dabei ausgestoßene Sprengruf ist ganz heftig, kurz und klangvoll. Das weibliche Wild läßt außer dem Schrecken stets nur das kurze Mahnen hören.

Jeder Hirsch hat seine besondere Art zu schreien, seine eigene Tonfärbung. Alte Hirsche schreien im allgemeinen tiefer und melden sich seltener. Sie sind schwerer zu beobachten, da sie ihr Rudel meist noch vor der Morgendämmerung wieder in die Dickung zurückbringen und ihr Ruf fast nur bei völliger Dunkelheit erschallt. Ausnahmsweise hat auch einmal ein junger Hirsch eine recht tiefe Stimme, gewöhnlich aber schreit er heller! Auch wie oft die Hirsche schreien ist verschieden. In einem Gebiet, in dem bei einem starken Rotwildstand verhältnismäßig wenig weibliche Tiere sind, also der Kampf ums Kahlwild erbitterter ausgefochten wird, werden die Hirsche öfter und kräftiger zu hören sein und zwar besonders, wenn keine Störungen im Revier erfolgen, denn durch öftere Be-



Rudel Rothirsche im Morgennebel zur Frühlingszeit. Meist fallen die Geweihstangen im Frühjahr fast gleichzeitig ab, oft zieht der Hirsch aber auch tagelang mit einer Stange umher

unruhigungen wird jeder Hirsch stumm und vergrämt. Auch das Wetter spielt eine große Rolle: bei warmem sonnigem Herbst verschweigen die Hirsche oft ganz, weil sie unter der Hitze leiden, aber wenn die Abende kühl und neblig und die Nächte kalt werden, wenn morgens der Frühreif glitzert, melden sie sich um so lauter und lebhafter.

Mitte Oktober ebbt die Brunft wieder ab, das Schreien wird seltener, hört schließlich ganz auf. Die Hirsche, abgebrunftet und oft bis auf die Knochen abgemagert, ziehen in stille Dickungen ab und erholen sich dort in völliger Ruhe von allen Anstrengungen und Aufregungen der Brunftzeit. Ganz selten schreit wohl einmal ein Hirsch bei einem allzu spät brunftigen Stück im November oder noch später.

Der Winter zieht ein und die Notzeit des Jahres beginnt auch für unser Rotwild. Der hegende Jäger muß nun seinem Wild über die Wintermonate hinweghelfen und ihm an versteckten Platz im Walde Heumieten oder gar ungedroschene Hafergarben aufstellen, auch Rüben, Kartoffeln und Kastanien streuen und Korn schütten. Die unberührten Wälder früherer Zeiten mit reichlichem Unterholz und gemischten Baumbeständen boten dem Wild mehr Nahrung während dieser schlechten



Kolbenhirsch in der Frühjahrsonne. Bald nach dem Abwurf setzt das neue Geweihwachstum ein. Das wachsende Geweih ist von Blutgefäßen und Nerven durchzogen und an den Wachstumsenden dick aufgetrieben, daher der Name „Kolbenhirsch"



Ein starker ungerader Vierzehnender mit vollständig geschobenem Geweih. Schimmernder Glanz liegt auf dem „Bast", der behaarten Haut, die das frisch gewachsene Geweih jetzt noch — Mitte Juli — überzieht

Zeit. Jetzt muß der Mensch, besonders in harten, schneereichen Wintern helfend eingreifen. In kleinen Rudeln ohne weibliches Wild stehen die abgekommenen Geweihträger, die sich eben noch bitter feind waren, wieder zusammen und ziehen gern an die Fütterungen oder dorthin, wo Wacholder oder Heidekraut noch Aesung bietet, oder Bucheckern und Eicheln unterm Schnee liegen. In den letzten Wintertagen und zu Beginn des Frühjahres geht mit den Hirschen eine eigenartige Wandlung vor: sie verlieren ihr Geweih, oder, wie der Jäger sagt, sie „werfen ab". Die alte deutsche Bezeichnung für Februar war Hornung und weist damit auf den Beginn des Geweihabwerfens in diesem Monat hin. Durch das Abwerfen entsteht alljährlich für den Hirsch ein großer „Materialverlust", der durch die Nahrungsaufnahme immer wieder ausgeglichen werden muß. Es gibt starke Hirsche, die mit ihren Geweihen ein Gewicht von über 20 Pfund auf dem Kopf tragen; da ist eine beträchtliche Menge Kalk vonnöten, um ein derartiges Gebilde neu hervorzubringen.



Derselbe Hirsch ein Jahr später zu derselben Zeit in gleicher Stellung aufgenommen. Der Hirsch ist ungerader Zwanzigender geworden und damit ein ganz Kapitaler. Erstaunlich ist die genaue Wiederholung der Geweihform

Dieser alljährliche Geweihwechsel scheint aber nötig, um das Geweih, das leicht durch Witterungseinfluß, durch Gebrauch beim Kampf und sonstwie beschädigt wird, wieder neu zu ersetzen.
Es ist erstaunlich, wie gleichartig die Abwürfe desselben Hirsches Jahr für Jahr sind! Solange es mit der Allgemeinentwicklung des Hirsches bergauf geht, entwickelt sich das Geweih immer stärker, also in jedem Jahr, außer in solchen der Not, werden die Stangen dicker und endenreicher. Erst im Alter, wenn die Körperkräfte nachlassen, wird das Geweihwachstum schwächer, der Hirsch „setzt zurück". Schon wenige Tage nach dem Abwerfen beginnt der Hirsch sein neues Geweih zu „schieben". Das Hauptwachstum findet stets am äußersten Punkt der Stange statt, die dort weich und stark angeschwollen ist. An dieser Stelle ist das Geweih durch die starke Durchblutung so stark aufgetrieben, daß es die Form eines Kolben hat, daher heißt es in diesem Entwicklungsstadium in der Jägersprache „Kolbengeweih". Fürchterlich scheinen oft die Kolbenhirsche unter Stechfliegen zu leiden. Diese



Rothirsche bekämpfen einander zur Fegezeit durch Schlagen mit den Vorderläufen; der rechte hat schon gefegt, aber die Brauchbarkeit seiner Kopfzier als Waffe ist ihm noch nicht bewußt

Plagegeister sah ich manchmal in unglaublichen Mengen als schwarze Klumpen gerade oben auf den zarten Kolben sitzen, um von dem reichlich durchbluteten Gewebe zu saugen. Ununterbrochen schüttelte der Hirsch sein Haupt, wie ein Rauchschwaden erhoben sich dann die Fliegen, um sich sofort wieder zu neuer Qual niederzusetzen. Die ungefähr bis Mitte Juli fertig geschobene Stange, der nun also neu gebildete Knochen, ist von einer sammetartigen Haut überzogen, dem „Bast", der durch sein kurzes Haar seidig im Licht schimmert, von Adern und Nervenbahnen durchzogen. Sobald das Wachstum vollendet ist, löst sich diese Nährhaut, überflüssig geworden, allmählich von innen her von der eigentlichen Knochenstange los. Dieser Vorgang übt einen starken Juckreiz aus und spielerisch scheuert der Hirsch die noch empfindliche Stange am Gras oder an seinem eigenen Rücken. Der Bast platzt bald in Längsrichtung der Stangen auf und hängt in Fetzen herab. Der Hirsch hilft diesem Vorgang nun heftig nach, er reibt das Geweih an kleinen Baumstämmen hin und her, er „fegt" es kräftig und entfernt damit allmählich die Baststreifen. An der „Rose", der kranzförmigen Geweihwurzel, hängen schließlich noch einige Fetzen, die ihm lästig über die Lichter fallen. Aber bald sind auch die verschwunden. Nun bekommt das Geweih von den Blutfarbstoffen, von den Gerbsäuren der Pflanzen und von Witterungseinflüssen eine dunkelbräunliche Färbung und nur die



Flüchtende Rothirsche im Eichwald

im Gebrauch sich abreibenden Enden leuchten gelblich-weiß wie Kerzen in der Waldesdämmerung. Bald nach dem Fegen kommt die Zeit, in der der Jäger vorsichtig durchs Revier pürscht um zu beobachten, wie die Geweihentwicklung seiner Hirsche in diesem Jahr geworden ist. Manche Enttäuschung gibt es da, denn im Bast schienen die Geweihe viel stärker als jetzt nach dem Fegen, aber auch manch freudige Ueberraschung. Mit Herzklopfen sieht er dann die Rudel roter Feisthirsche durchs hohe Gras ziehen und mit klobigen Geweihen prahlen. Die älteren Hirsche stehen um diese Zeit in „Junggesellenbünden" ohne Tiere beisammen. Diese hatten sich im Vorsommer einzeln in die entlegensten Dickungen verzogen, um dort ihre Kälber zu setzen und finden sich erst allmählich wieder zu Rudeln zusammen.

Im August, zur eigentlichen Feistzeit, sind die Hirsche wie vom Boden verschlungen. In den dichten Einständen von Schilf und Buschwerk, in den abgelegensten und unzugänglichsten Gegenden haben sie sich unsichtbar gemacht. Sie schlagen sich den Pansen voll, der Feist setzt an, die rotleuchtende Decke glänzt. Dieser Vorrat an Feist und Wildbret ist nötig, denn die Aufregungen der Brunft in den nächsten Wochen beanspruchen den Hirsch bis aufs äußerste, zumal er die Aesung dann ganz vernachlässigt.

Bei Brunftbeginn lösen sich die Rudel geweihter Hirsche auf, sie werden Einzelgänger und wo sie noch zusammenstehen, gibt es oft Meinungsverschiedenheiten, die zu kleinen Plänkeleien führen. Das Geweih ist gefegt, die Zier und Waffe zum Schlagen und Forkeln bereit. Wer lästig ist, wird unsanft abgewiesen. Noch ist es halb Spiel, – doch bald wird tödlicher Ernst daraus.

Die Zeit rückt heran, die für den Jäger die schönste des Jahres ist. Es wird Herbst.

Der deutsche Wald erdröhnt vom Schrei des Brunfthirsches! Die hohe Zeit des Jagdjahres bricht an und machtvoll verkünden es die orgelnden Stimmen der edlen Hirsche.

Auf grasbewachsenem Pfad nähern wir uns lautlos im lichten Waldbestand, im Bruch, den Einständen der Hirsche. Von weit her dringt ihr tiefes Röhren zu uns. Ein Vierzehnender mit dunkler Brunftmähne zieht an uns vorbei. Laut ertönt sein Ruf, den er immer wieder mit weit vorgestrecktem Hals ausstößt. Nicht weit davon antwortet ein anderer, dessen tiefere Stimme schon vermuten läßt, daß er alt und stark ist. Angriffslustig ziehen die beiden aufeinander zu und schreien sich mit kurzen Unterbrechungen an. Jetzt tritt der bisher Unsichtbare hervor, es ist ein alter Achter. Schon senkt er den Kopf, fast gleichzeitig der andere auch und prasselnd schlagen die Geweihe aufeinander. Ineinander verkämpft schieben sich die Gegner mit aller Gewalt hin und her. Endlich und zwar plötzlich mit einem Ruck weicht der noch jüngere Vierzehnender zurück, macht kurz Kehrt und flüchtet. Laut schmettert ihm der Achter seinen Siegesruf nach und zieht mit den beiden Rottieren weg, die regungslos im Dickicht gestanden hatten.

In der Brunft sind Hirschkämpfe häufig, denn der Stärkste muß sein Rudel verteidigen und die Schwächeren, die Beihirsche, müssen zu spüren bekommen, daß er als Alleinherrscher den Platz behaupten kann. Ein solcher „Platzhirsch" ist nicht immer dem Geweih nach der stärkste Hirsch. Es gibt auch sogenannte „Schadhirsche", die ein spitzes, dolchartiges Geweih tragen, mit dem sie selbst die kapitalsten Gegner abkämpfen. Wer sich als Platzhirsch behaupten will, ist wirklich in ununterbrochener Bewegung. Denn jedem Rudel folgt wie ein Troß die Schar der „Beihirsche", die jüngeren, schwächeren, die in respektvoller Entfernung auf die Gelegenheit passen, wo sie dem Starken ein weibliches Stück abjagen können.

Zu Brunftplätzen wählt der Hirsch in zusammenhängenden Forsten oft große Lichtungen oder räumige Bestände, in deren Mitte er sich sicher fühlt und wo er insbesondere sein Rudel übersehen und zusammenhalten kann. Sein leidenschaftliches Treiben macht ihn achtlos gegen Gefahr, und schlimm wäre es um ihn bestellt, wenn nicht das wachsame Rudel um die Sicherheit besorgt wäre. Wegen eines frühzeitig rege werdenden Alttieres blieb schon mancher Hirsch am Leben! In der Hauptbrunftzeit haben sich die stärksten Hirsche des Revieres ihr mehr oder weniger großes Rudel Tiere erkämpft; eifersüchtig umkreisen sie es und schlagen jeden Gegner ab.

Wieviele Tiere ein einzelner Hirsch dann zusammenhält, hängt zunächst davon ab, wie das zahlenmäßige Verhältnis des gesamten Bestandes ist. In Deutschland gibt es im allgemeinen viel zu viel



Das alljährlich neugebildete Geweih ist von der abgeplatzten Nährhaut, dem Bast, durch Scheuern befreit. Der Hirsch hat „frisch gefegt". Einige Fetzen haben an der Rose — dem untersten rosettenförmigen Ansatz der Geweihstange — letzten Halt und hängen störend über die Lichter



Röhrender Hirsch, dabei Tier und Kalb, im lichten Birkenwald



Alttier, Kalb und Schmaltier ziehen ins Schilf, wo sie tagsüber ruhigen Einstand finden



Schreiender Brunfthirsch



Brunfthirsch treibt drei Stücke in den Buschwald

weibliches Wild. Man sieht daher oft das unerfreuliche Bild, daß zwanzig, dreißig oder mehr Tiere bei einem Platzhirsch vereinigt sind, der noch nicht einmal stark ist. Jeder Jäger will ein möglichst starkes Geweih erbeuten und die besten Vererber werden damit und oft sogar gleich zu Beginn der Brunft ausgeschieden. Nur wer sich Beschränkung auferlegt beim Abschuß seiner starken Hirsche, kann erwarten, daß er einen Bestand von kapitalen Hirschen heranzüchtet.

Sicherlich ist dieser Grundsatz des echten Hegers in freier Wildbahn schwer durchführbar, wo auf mancher Reviergrenze schon ein Nachbar an den Wechseln der starken Hirsche wartet. Darum ist es gut, daß in Deutschland nicht nur der Staat, sondern auch große Jagdherren Wildgatter errichtet haben, so daß in diesen geschützten Waldinseln Bestände der stärksten Hirsche gehegt werden können. Das großartigste Schauspiel einer Hirschbrunft konnte ich bei einem hohen und weidgerechten Jagdherrn und selten zielbewußtem und selbstlosem Heger erleben. In seinen weiten Forsten in der norddeutschen Tiefebene waren durch Forleulenfraß einige große freie Flächen entstanden, auf denen nur noch vereinzelte Bäume übrig geblieben waren. Hierher kam das Rotwild von weither gezogen, aus Laubwald und Bruchgelände, und nahm zur Brunft in diesem kahlen Gelände seinen Einstand. Gegen Ende der Brunftzeit hatten sich dort wohl die stärksten Hirsche mit ihren Rudeln in einem großen flachen Tal zusammengefunden. Vier bis fünf getrennte Rudel von je fünf bis acht Stück Kahlwild standen nicht weit voneinander, jedes beherrscht und bewacht von einem ganz kapitalen Hirsch, dessen Geweih mit vielen Enden, mit weiter Auslage, mit dicken Stangen das Ideal verkörperte, wie wir es auf unseren großen alljährlichen Geweihausstellungen nicht allzuoft zu sehen bekommen. Diese Urhirsche standen schreiend bei ihren kleinen Rudeln und umkreisten sie, wobei sie sich oft gegenseitig so sehr näherten, daß es zum Kampf kommen mußte. Laut prasselten die Geweihe gegeneinander, einmal schleuderte dabei ein Kämpe den anderen zu Boden. Meist trennten sie sich aber bald und jeder ging laut röhrend zu seinem Rudel zurück.

Es waren außerdem noch eine ganze Menge Beihirsche da, zum Teil hervorragend veranlagte, die aber gegen diese überstarken Gegner nichts ausrichten konnten. Ungefähr dreißig solcher Hirsche waren als Junggesellen in einem Rudel vereinigt, dabei durchaus nicht etwa friedlich; auch hier spielten sich dauernd Kämpfe ab und ununterbrochen schrien und röhrten selbst diese Beihirsche. In anderer Wildbahn hätten sie selbst vielleicht ein Rudel geführt, hier waren sie durch bessere und stärkere Hirsche verdrängt, die ihrerseits durch natürliche Auslese nach vielen Kämpfen das Kahlwild besaßen und ihre hervorragende Veranlagung in dieser Hochzucht auf starke, edle Geweihe weitervererben konnten.

Die Größe eines Brunftrudels richtet sich etwas auch nach der Eigenart des Geländes. Auf freien, übersichtlichen Flächen kann ein Hirsch sein Rudel besser zusammenhalten als im schilfigen Bruch oder gar im Gebirge, wo ihm manches Tier von Nebenbuhlern heimlich weggetrieben wird. Auf einer Waldwiese oder einem abgeernteten Schlag, auf dem die Seradella noch grünt, zeigen sich die Bewe-



Das Leittier sichert vor dem Austreten des Rudels an einer lichten Dickung



Der Platzhirsch treibt das soeben zur Äsung ausgetretene Rudel zurück, um zu verhindern, daß sich die einzelnen Tiere allzuweit entfernen



Der Platzhirsch schreit beim äsenden Rudel

gungen des Brunftrudels dabei besonders gut. Wie das Leittier zuerst langsam sichernd am Waldrand verhofft, wie dann der schreiende Hirsch mit seinen Tieren austritt, die Spießer und schwächeren Beihirsche scheu herangezogen kommen und sofort von dem wütenden Platzhirsch mit scharfen Sprengrufen verscheucht werden, wie er mit dem Geweih zornerfüllt den Boden schlägt und immer wieder aus vollem Halse schreit — dies erschütternd schöne Bild zu beobachten gelingt nirgends besser als im freien, flachen Gelände unserer norddeutschen Tiefebene.

Aber akustisch ist die Brunftzeit sicherlich am großartigsten im deutschen Hochgebirge. Die Stimme des bayrischen Hirsches, besonders kraftvoll und wohlklingend, wird in der heimatlichen Wildbahn noch verstärkt durch den Widerhall der Berge. Von allen Hängen ertönt in den landschaftlich so herrlichen Hochwildrevieren zur Brunftzeit das Schreien der Hirsche, aus den Tälern dröhnt es herauf und wird vom Echo lang hinschallend an den kahlen Felswänden zurückgeworfen.

An einem schönen Herbsttage, als im Abendlicht gerade noch das Lärchengold aus dem dunklen Grün der Fichten und Tannen hervorleuchtete, hörte ich in einem weltabgeschiedenen Winkel der bayrischen Alpen fast gleichzeitig fünfundzwanzig Hirsche schreien. Von Felskuppen, aus Tälern und Wäldern erschallte der Urton des Hirschrufes, und ich erbebte vor Freude bei diesen Naturlauten.

Ich war auf dem Weg zu einer Jagdhütte, wo ich die Nacht verbringen wollte, um bei Morgendämmerung schon nahe den Brunftplätzen zu sein. Vor mir bergauf schritt als Führer ein Jäger, den Gamsbart unternehmend am Hut, und seine gute Gebirgsschweißhündin folgte ihm bedächtig an der Leine. Ehe die Hütte erreicht war, sank sternklar schon die Nacht hernieder. Wir rasteten kurz vor dem Haus, wo ein versteckter Platz über den Abgrund hinweg am Tage eine umfassende Rundsicht gewährte — der Lieblingssitz des Jagdherrn. Noch zögerte der Mond hinter den Bergen und geheimnisvoll lag um uns die Dunkelheit. Aber dorther, wohin am Tage der Blick schweifte, drang jetzt von den Standorten der Hirsche ihr gewaltiger Brunftschrei zu uns herüber — bald leiser, bald lauter, der tiefe wohlklingende Baß ganz alter Hirsche zusammenklingend mit den helleren Tonlagen der jüngeren. Dicht unter mir auf einem Kahlschlag ließen sich jetzt zwei Kapitale vernehmen. Die Luft bebte von ihrer Stimmengewalt; verschwiegen sie aber einen Augenblick, rollte und dröhnte um so klarer das ferne Röhren der anderen Hirsche durch die Nacht.

Lange saßen wir und lauschten, ehe wir zur Hütte gingen. Beim Nachtmahl am knisternden Herdfeuer wurde der Jäger gesprächig und erzählte mit urwüchsigen Worten allerhand Begebenheiten, die er auf Hirschjagd erlebt hatte. Wie eine musikalische Begleitung dazu tönte durch die geöffnete Tür das Röhren der Hirsche herein und immer tiefer geriet ich in den Bann dieser einzigartigen Landschaft, die jetzt im Herbst aus ihrer Stummheit erwachte. Endlich lagen wir in Decken gehüllt auf den Pritschen, aber noch durch die Holzwände der Hütte drang der Hirschruf herein und ließ mich keine Ruhe finden. Im Halbschlaf lag ich da und erlebte es mit in Gedanken, wie sich draußen die Hirsche drohend ihren Kampfruf entgegenriefen, wie sie ihren Streit miteinander ausfochten



Aus vollem Halse schreiender Rothirsch
(das Geäse ist weit geöffnet, die Tränendrüse ein wenig offen)

und der Platzhirsch dem abgeschlagenen Gegner seinen schallenden Siegesruf nachschickte. Die Aufregung in der Natur packte mich wie ein Fieber und kaum war der Morgen zu erwarten.

Als wir im schwachen Frühlicht vor die Hütte traten, schrieen die Hirsche unvermindert fort. Deutlich war aus der Fülle der Stimmen der urige Ton eines Bestimmten herauszuhören, der über uns hinter der Berglehne stand und ein ganz alter Recke sein mußte. An den wollte ich gern herankommen und so war unser Plan bald gefaßt. Wir stiegen durch einen alten Fichtenbestand über bemooste Steine den Hang hinauf, jedes Pürschzeichen der Hirsche beachtend. Zahlreiche Fährten standen am Boden, das Wasser in einer lehmigen Senke neben dem Weg war getrübt von einem Hirsch, der noch kurz vorher dort gesuhlt hatte, — kein Zweifel, der Alte war in der Nacht mit seinem Rudel dort vorbei zu Berg gezogen.

Unter einer alten Tanne machten wir Halt. Der Rauch aus der Pfeife des Jägers zog bergab, also konnte kein Wild, das über uns stand, Witterung von uns bekommen. Still setzten wir uns zu Boden und auf ein Zeichen tat sich auch der Hund nieder und blieb regungslos. Einige Minuten

vergingen, ohne daß sich etwas rührte. Endlich meldete sich einige Male die tiefe Stimme des Hirsches über uns; doch schien er seinen Standort nicht zu wechseln, die Stimme kam immer von derselben Stelle. Sollten wir ihn anpürschen? Aber das Geröll würde bald unsere Schritte verraten! Oder sollten wir warten, bis es ihm einfallen würde, seinen nächtlichen Wechsel wieder aufzunehmen? Der alterfahrene Jäger schüttelte den Kopf, er zog eine „Muschel" hervor, ein gebogenes Tritonshorn, setzte es an die Lippen, und täuschend rollte der Schrei eines brunftigen Hirsches. Einen Augenblick war Stille — dann antwortete jenseits des Berges der unsichtbare Hirsch. Wieder schrie der Jäger, — drohend klang die Stimme des Anderen zurück, lauter schon als das erste Mal. Der Hirsch zog also heran, er suchte seinen vermeintlichen Nebenbuhler. Mein Herz begann wild zu klopfen; auch den Hund hatte das Jagdfieber gepackt, ein Zittern überflog ihn, jede Muskel war angespannt und witternd hob er die Nase in die Luft. Der Kampfruf des Hirsches klang immer näher, langsam wechselte er am Hang zu uns heran, jeden Augenblick mußte er über uns in den Schroffen zwischen den Tannen erscheinen. Schrei auf Schrei hallte durch den stillen Morgen — da, eine kleine Bewegung zwischen den Stämmen — der Hirsch kam! Ein alter Zehner war es, in einer Baumlücke stand er am Grat, unbeweglich und wartete auf den verhaßten Schrei seines Gegners. Noch einmal gelang es dem Jäger zu täuschen. Da trollte der Hirsch den Wechsel heran und blieb dort, wo ein Felsen altangleich aus dem Berg sprang, verhoffend stehen. Ein Blick durch das Fernglas bestätigte mir, was der Jäger vorausgesagt hatte: es war ein alter Hirsch mit einem Geweih, das nur noch zurücksetzen konnte, also ganz entwickelt — reif zum Abschuß.

Gerade faßte das erste Sonnenlicht die Spitze des Berges an; Strahlen flossen herab und schimmerten auf der hellen Decke des edlen Kämpen, zottig und lehmig von der Suhle hing ihm die dunkle Brunftmähne um den Hals. Jetzt hob er das Haupt, die Geweihstangen, an denen die Enden weiß wie Kerzen leuchteten, berührten fast den Rücken, die Lichter waren weit geöffnet, und ein Schrei donnerte durch den Morgen, so wunderbar tief und mächtig, daß es mich in tiefster Seele ergriff. Es ist ein großes Erleben, den Brunfthirsch in der Wildbahn zu beobachten. Für den aber, in dessen Adern Jägerblut fließt, kommt noch etwas unfaßbar Starkes hinzu: die echte, angeborene Jagdleidenschaft. Inmitten der großartigen Bergwelt angesichts des schreienden edlen Hirsches wurde auch ich davon erfaßt. Eine heiße Welle schoß mir ins Gesicht, — jetzt war der einzige kurze Augenblick gekommen, um diesem Hirsch die Kugel anzutragen. Langsam ging meine Büchse hoch, grollend warfen die Berge das Echo meines Schusses unzählige Male zurück, der Hirsch machte eine ungeheuerliche Flucht und brach nach wenigen Gängen verendet zusammen. Der brave Schweißhund hatte keine schwierige Arbeit mehr zu leisten.

Die Jagd, das „edle Weidwerk" ist eine Kunst, die durch die Jahrhunderte hindurch in deutschen Gauen mit Hingabe und Leidenschaft ausgeübt wurde. Dieser Liebe des deutschen Weidmannes zu seinem Wild ist es zu verdanken, daß sogar bis auf heutige Zeit in unserem allzu dicht von



Der Herr Reichspräsident Generalfeldmarschall von Hindenburg mit einem von ihm gestreckten kapitalen Rothirsch; dabei sein Schweißhund „Wotan Stübeckshorn".
Vom Verfasser aufgenommen in der Schorfheide im August 1930

Menschen bevölkerten Vaterland das Wild unserer Wälder sich erhalten konnte. Die schützende Hand des Jägers bewahrt die Geschöpfe der freien Natur vor unüberlegter, nach augenblicklichem Nutzen strebender Vernichtung. Denn nicht auf den Büchsenknall, nicht nur auf den Schuß kommt es dem Weidmann an. Der deutsche Jäger hegt das Wild, und ohne seine Hege und weidgerechte Ausübung der Jagd wären unsere Wälder in seelenloser Wildarmut längst verödet. Langüberliefert sind Sprache und Bräuche der weidgerechten Jägerei. Sehnsuchtsvoll tönen die uralten Jagdhornklänge durch den Wald, wenn das gestreckte Wild mit „Hirschtot!" und „Halali!" verblasen wird. Manchem alten Jäger wird wehmütig ums Herz, wenn er die vertrauten Klänge tönen hört.
Möchten die alten Jägerbräuche unserer Vorväter uns noch lange erhalten bleiben und uns diese wertvollen Kulturgüter nicht verloren gehen. Liegt doch das eine große Ziel alldem zugrunde, unser Wild zu erhalten, und vor allen Dingen unser stolzestes, — den deutschen Edelhirsch!

Als erstes tönendes Buch erschien in ähnlicher Ausstattung wie der vorliegende Band:

Schrei der Steppe

Von Dr. Lutz Heck
Direktor des Berliner Zoologischen Gartens

Tönende Bilder aus dem ostafrikanischen Busch! Mit herrlichen Landschafts- und Tierfotos und einer Schallplatte mit den ersten Tonaufnahmen der ostafrikanischen Steppentiere, darunter des Löwen, Elefanten, sowie der Hyänen, Schakale und Affen. — Nur einige Stimmen aus Hunderten ähnlich anerkennender Urteile: „Was bisher nur der Tonfilm bieten konnte" — so schreiben die Bremer Nachrichten — „das leistet jetzt auch das Buch in Verbindung mit der Schallplatte". Professor Dr. Hofmiller urteilt in den Süddeutschen Monatsheften: „Wir haben einen Versuch mit dem ersten tönenden Buch in der Schule gemacht. Anfangs standen wir der Sache zweifelnd gegenüber ... Der Versuch ist gelungen, er ist überzeugend gelungen!" Und die Literarische Welt: „Wort, Bild und Ton, alles ist ausgezeichnet aufeinander abgestimmt. Ein überwältigender Eindruck!"

*

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München

3714078623



Tonfolge der Schallplatte

zum tönenden Buch „Der Wald erschallt“:

Vorderseite:

Die Vögel im Frühlingswald:

Gesang der Nachtigall

Uhuschrei

Kuckucksruf

Lerche

Der Pirol meldet sich

Morgenkrähen eines Haushahns in der Ferne

Allgemeines Vogelkonzert. Dabei:

Grasmücke

Amsel

Ringeltaube

Buchfink

Singdrossel und andere

Balzender Birkhahn, sein Fauchen und Kollern

Rückseite:

Tonfolge der Hirschplatte:

Suchender Hirsch, also solcher ohne weibl. Wild, meldet sich mehrmals kurz

Das klare Röhren, das langgezogene Orgeln eines anderen Hirsches

Gereizter Hirsch, erst aus der Ferne, dann nahe ganz laut. Andere Hirsche antworten, dabei Platzhirsch laut aus vollem Halse und zwischendurch meldet in der Ferne ganz leise ein anderer

Verschiedene Hirsche schreien sich immer heftiger an, andere antworten, so daß ein richtiges Konzert mehrerer Hirsche entsteht

Stärkere Hirsche, zumeist Platzhirsche, also mit Rudel melden von verschiedenen Stellen, einer davon besonders kraftvoll mit Widerhall

Am Ende mehrmals kurz hintereinander ausgestoßen der „Sprengruf“

Zum Schluß das uralte Jagdhornsignal „Hirschtot“ und „Halali“ (Beendigung der Jagd).

Es ist das Wesen des „tönenden Buches“, daß Text, Bild und Ton eine geschlossene Einheit bilden. Die Tonfolge der Schallplatte des tönenden Buches ist also erst bei Lesung des Textes und Betrachtung der Abbildungen gedanklich voll zu erfassen. Dies allein schon bedingt, daß die Schallplatte als Bestandteil des tönenden Buches einzeln nirgends beziehbar ist. — Die Schallplatte wurde im Auftrag des Verlags von der Kulturabteilung der Carl Lindström A. G., Berlin, von Ludwig Koch in mühevoller Arbeit, auf Grund vieler Einzeltonaufnahmen an Ort und Stelle, hergestellt. Sie ist durch alle Rechte geschützt. Ein Verkauf der dem Buch entnommenen Schallplatte ist nicht erlaubt. — Im nachweisbaren Falle des Verlustes kann eine Ersatzplatte gegen Einsendung der Bruchstücke samt Etikett für RM. 3.— für jede Platte durch diejenige Stelle geliefert werden, durch welche das Buch bezogen wurde, oder durch den

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München 2 C, Sendlingerstraße 80

Das Buch der Bücher